

überschritten war, sehr bald, und es waren weniger die marschierenden Truppen gefährdet als die Kolonnen und namentlich rückkehrende Urlauber, die auf Seitenwegen das Land durchzogen und mit der Bevölkerung in Berührung kamen. So flackerte hie und da ein Herd auf, dessen Quelle aufgesucht und verstopft werden mußte. Von meinem kleinen Stabe erkrankte der Pferdewärter; lange wußte ich nicht, warum, bis sich ergab, daß der unscheinbare Sachse ein kleiner Don Juan war und bei den eingeborenen Schönen viel Glück hatte. Da hatte er die Cholera aufgelesen. Tragischer Weise verstarb der Unterarzt Böhmer. Er hatte in Siam gelebt, dort Typhus und Cholera überstanden, war mit unendlichen Schwierigkeiten nach Deutschland heimgekehrt. Sein Lazarett rückte bei tiefer Nacht in ein verlassenes russisches Quatier ein, am nächsten Tage bemerkte man, daß es ein Choleralazarett gewesen war. Drei Mann erkrankten, darunter Böhmer tödlich.

Im deutschen Heer hat die Cholera im ganzen etwa 2000 Mann befallen, mit 800 Todesfällen: jeder einzelne tief zu beklagen und doch im ganzen eine verschwindende Zahl neben dem Gesamtverlust von 2 Millionen.

## V o r m a r s c h   d e r   A r m e e

U n t e r d e s s e n   d r a n g e n   u n s e r e   T r u p p e n   u n a b l ä s s i g   w e i t e r   n o r d w ä r t s   u n t e r   s t e t e n   K ä m p f e n   u n d   g r o ß e n   S c h w i e r i g k e i t e n .   D i e   S t r a ß e n   w a r e n   a n   s i c h   s c h l e c h t ,   u n g e p f l e g t ,   d u r c h   u n z ä h l i g e   W a s s e r l ä u f e   u n t e r b r o c h e n ;   d i e   R u s s e n   h a t t e n   a l l e s   g e t a n ,   u m   s i e   u n g a n g b a r   z u   m a c h e n .   I h r e   N a c h h u t   b i l d e t e   e i n   Z e r s t ö r u n g s k o m m a n d o   v o n   K o s a k e n .   J e d e   B r ü c k e   w a r   g e s p r e n g t ,   j e d e   U n t e r f ü h r u n g   a b g e b r o c h e n ,   i n   a l l e n   D ö r f e r n   u n d   G e h ö f t e n   h a t t e n   s i e   F e u e r   a n g e l e g t ,   d i e   r e i f e n   K o r n f e l d e r   i n   B r a n d   g e s e t z t .   D e r   S c h a d e   w a r   a b e r   n i c h t   s o   g r o ß ;   i n   e i n e m   K o r n f e l d   b r e i t e t   s i c h   d a s   F e u e r   n i c h t   w e i t   a u s ,   u n d   a u c h   i n   d e n   D ö r f e r n ,   d i e ,   w e i t g e s t r e c k t ,   z w e i   b i s   d r e i   K i l o m e t e r   d i e   S t r a ß e   b e g l e i t e n ,   f a n d   e s   b a l d   e i n   E n d e .   D i e   B e w o h n e r   w a r e n   v e r t r i e b e n ;   d a s   e r w i e s   s i c h   f ü r   u n s   a l s   G l ü c k ,   w e i l   e s   d i e   g e f ä h r l i c h e   B e -

rührung mit ihnen verhinderte. Schon begannen sie aber zurückzukehren, das Land durchziehend, raubend und stehend, was sie unterwegs erreichen konnten, mit Ruhr, Typhus, Cholera durchseucht. Aber sie brachten Vieh, Pferde, Hühner mit, die uns wieder zugute kamen. Hinter dem Heer eine ununterbrochene Kette von Transportkolonnen als einzige Verbindung zwischen der galizischen Bahn und dem vordringenden Heer. Da bewährten sich auf den sandigen und sumpfigen Wegen die kleinen, ungefederten, leichten landesüblichen Wagen und die sog. Panjepferde, die unsere Kavalleristen anfangs so verlacht hatten. Eifrig zottelten sie mit ihren kurzen Beinchen daher, den Kopf gradausgestreckt wie Mäuse; abends wurden sie im Gras oder Getreide angepflückt, fraßen sich den Bauch rund und waren am Morgen wieder zur Arbeit bereit. Unendlich eifrig arbeiteten die Straßenbaukompagnien; langsam kam auch die Feldbahn vorwärts, aber dennoch fehlte es oft am Nötigsten, besonders auch in den Lazaretten. Zum Glück machte die Verpflegung am wenigsten Sorge; die Felder standen voll Weizen, Gerste, Hafer, Hirse, Buchweizen, die Ernte konnte mit Hilfe der Russengefangenen restlos geborgen werden. Überhaupt waren die Gefangenen in diesen Wochen ganz unentbehrlich; anständig, fleißig, gehorsam, ohne Fluchtversuch und Widerstand taten sie alles, was man ihnen auftrug; die Feldpost, ja selbst Munitionstransporte konnte man ihnen anvertrauen. Wenn mein Auto in Sand oder Sumpf steckenblieb, und es waren Gefangene in der Nähe, dann war ich bald befreit. Als russische Bauern darauf angewiesen, sich selbst zu helfen und den eigenen Handwerker zu machen, wußten sie mit großem Geschick den Wagen zu heben, Steine oder Knüppel unterzulegen oder die Räder auszugraben, mit einem Eifer, als ob sie nichts besseres zu tun hätten, als dem Feind aus der Verlegenheit zu helfen. Über ein paar Zigaretten freuten sie sich dann königlich. Daran hatte ich keinen Mangel; zwar waren sie bei uns manchmal knapp, aber die Österreicher, mit denen wir viel zusammenkamen, hatten Überfluß und gaben gern ab.

Eines Tages hatte ich ein nettes Erlebnis. In einem Kiefernwald hatten die Königsgrenadiere Bivak bezogen, ein Kasttag war

ihnen in Aussicht gestellt. Als ich nachmittags ankam, hatten sie eben Halt gemacht, die Mannschaften, halbnackt, wuschen sich oder lauschten ihre Hemden. Die Offiziere luden mich zum Essen ein; da hieß es: die 8. Kompagnie bittet zu Bierabend mit Vorträgen. Ein Faß Bier war besorgt, ein Riesenseuer im Walde angezündet, darum lagerten sich Mannschaften und Offiziere. Zwei große Keißigbündel gaben die Soffittenbeleuchtung ab, und auf diesem Naturtheater folgte nun Vortrag auf Vortrag, drei Stunden lang: Kriegslieder, humoristische Vorträge, Parodie eines Zapfenstreichs, wobei ein Unteroffizier mit seinen langen Beinen auf einem ganz kleinen Pferdchen den Kommandeur ausgezeichnet imitierte; ein Violinvirtuos, der „Wachsende Mann“, der seine Kunst genau so vorführte und erläuterte, als ob er im Wintergarten wäre, und schließlich der „Dumme August“ aus dem Zirkus Schumann. Der versah sich freilich und sang Chansons und Couplets: „Frou-frou“, „Und dann kam sie“. Ringsum hörte man die Pferde knabbern. Die Sterne schienen. Dazu die Aussicht auf einen Rafttag: eine Stimmung, nicht zu vergessen. Als ich aber am nächsten Mittag wieder vorbeikam, war der Traum verflogen; das Regiment hatte Marschbefehl bekommen und war bereits wieder hinter den Russen her. Später habe ich auch ermitteln können, woher das unwahrscheinliche Faß Bier stammte. Der König von Bayern hatte beim Ausrücken versprochen, jeder Mann solle täglich seine Maß haben. So fuhr der Armee, wenn Bayern dabei waren, stets ein Bierzug nach. Von einem solchen Transport war unterwegs ein Faß „verloren“ gegangen: das war unseres! Wo Bayern in Ruhe standen, richteten sie einen Biergarten ein; wenn dann die anderen mit lechzender Zunge darum herum standen, hörte man wohl: „Komm her, armes preußisches Luder, sollst auch 'ne Halbe haben!“

Das Land, das wir durchzogen, war unendlich reicher und fruchtbarer als die preußischen Grenzprovinzen. Wohl gab es endlose Sumpfs-, Moor- und Heidestrecken, ausgedehnte Forsten, aber weiter nordwärts, in der Gegend um Lublin und Cholm war es reich angebaut, mit stattlichen Gutshäusern und Schlössern versehen; neben Feldern auch Gemüse- und Obstgärten, und es verwunderte

mich nicht wenig, in einem Schloßgarten Artischockenfelder und reifende Feigen im Freien zu finden. Aber die Obstgärten trugen kein Edelobst. Die Bäume waren voll Moos, die Früchte voll Maden, die Kirschen sauer, klein, die Pflaumen unedel: Extensivwirtschaft wie im ganzen Rußland.

Unser Quartier wechselte, dem Vorrücken der Armee entsprechend, öfter: kleine Schlößchen, Hujce, Podubce, dann beim Armeearzt in Uchanje. Lebhaft interessierte mich die Einrichtung dieser und anderer Schlösser: die Zimmer meist ebenerdig, groß, auf Geselligkeit zugeschnitten, das Mobiliar einfach, aber nicht schmucklos, nie fehlten ein oder zwei Klaviere, oft von deutschen, uns unbekanntem Firmen. Auch eine Bibliothek fand sich hie und da, französische und russische Werke des 18. Jahrhunderts, in goldgepreßtes Leder gebunden, dann, nach dem Tode Alexanders I., brach die Sammlung ab; ein paar zerlesene und zerfledderte Bände Zola oder Maupassant waren die einzige Fortsetzung. In einem Schlößchen fand sich auch ein geräumiger Weinkeller. Die voranzrückende Division hatte bereits 2500 Flaschen Rotwein requiriert; unser findiger Korpsstabsapotheker entdeckte eine frische Mauerstelle, brach durch und stieß auf den Geheimkeller: uralte Flaschen, fingerdick bestaubt, ohne Etikett. Da mußte die Zunge entscheiden. Bei der Kostprobe erwies sich die erste Flasche als alter Tokajer, die zweite war noch besser, die dritte ein völlig sirm gewordener Rheinwein, die vierte mochte ein Rußschnaps gewesen sein, die fünfte ein zwiebelrot gewordener Bordeaux: jede eine interessante Entdeckung!

Man soll nun nicht denken, daß mit solchen Genüssen die Zeit hingebracht worden sei. Mehr noch als in Ostpreußen war es nötig, überall selbst nachzusehen. Bei den Truppen und noch mehr bei den Kolonnen herrschten durchweg Darmkrankheiten, auch die Stäbe blieben nicht verschont. Die heiße Witterung, unzuverlässiges Wasser, unreifes Obst, frisch ausgegrabene Kartoffeln, nicht abgehangenes Fleisch, die nächtliche Abkühlung des Leibes waren die Ursachen, vor allem aber die Verbreiter aller Schmutzinfektionen, die unendlichen Fliegen, vor denen man sich nicht retten konnte. Seit Galizien waren sie unsre ständigen Begleiter und eine entsetzliche

Plage, namentlich für Schwerkrante, deren Gesicht förmlich schwarz an Augen, Mund und Nase dicht besetzt war. Immer mehr häuften sich die Ruhr, Typhus wollte nicht abnehmen, hie und da flackerte die Cholera auf. Die Feldlazarette mußten den Truppen nachrücken, die Verwundeten aufnehmen, daneben aber auch die Seuchenkranken beherbergen; es fehlte ihnen an Betten, Bettzeug, Krankengerät, Krankenkost, Stärkungsmitteln, oft waren die Desinfektionsmittel und Verbandstoffe verzweifelt knapp. Da war es besonders nützlich, daß ich ebenso wie der Beratende Hygieniker jederzeit dem Armeearzt aus eigener Wahrnehmung berichten konnte, der dann mit gewohnter Energie Abhilfe traf, soweit es irgend möglich war.

Zur Entlastung der Lazarette wurden Genesungsheime angelegt, darunter ein besonders großartiges in Turkowice. Dies war ein berühmter Wallfahrtsort, zugleich Waisenhaus für Mädchen. Ausgedehnte Gebäude umstanden einen breiten Hof, an den sich die mächtige Kirche, die Wallfahrtsgrötte und im Umkreis die ganze Ökonomie angeschlossen. Ungeheure Vorräte an Devotionalien waren aufgespeichert; u. a. Wachskerzen von der Dicke eines Bleistifts bis zur Stärke eines Männerschenkels; dazu Schränke über Schränke voll Leinwand und zierlich gestickten Hemden für die Waisengädchen. Da konnte eine Musteranstalt geschaffen werden, der Tausende die Wiederkehr ihrer Kräfte verdanken.

Allerlei Sorgen bereiteten die Kriegslazarette. Diese Anstalten, bestimmt, den Überschuß der Feldlazarette gleichsam als stehende Krankenhäuser aufzunehmen, unterstanden älteren Oberstabsärzten oder Generaloberärzten, z. T. reaktivierten, die, im Kommiß ergraut, die Initiative verloren hatten. So konnte es wohl vorkommen, daß der Chefarzt weit hinten im Lande seinen Stat spielte und kaum wußte, wo seine Abteilung stand, daß von den Ärzten, die seit einem Jahr unablässig an der Arbeit und jetzt in ständiger Lebensgefahr waren, nicht einer zur Auszeichnung eingegeben war, daß die Schwestern, die bis Mitternacht mit der Versorgung der Kranken zu tun hatten, vom Inspektor höhnisch empfangen wurden: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß nehmen, was übrig bleibt.“ Solche Vorkommnisse waren gottlob vereinzelt; da aber

zeigte sich, wie wertvoll die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Armeee- und Etappenarzt war; ich durfte auf Rückhalt rechnen, auch wenn ich die Kompetenzen überschritt, etwa den Inspektor zur Intendantur fuhr, die alles, was er dienstlich nicht zu beschaffen vermochte, gern abgab, Kaffee und Tee, Weizenmehl und Zucker, Reis und Kakao. Hier möchte ich besonders der Schwestern gedenken, die in den Kriegslazaretten zugelassen waren: einige Berufsschwestern, die Mehrzahl freiwillige Pflegerinnen, viele aus den besten Ständen, an bequemes Leben gewöhnt, jetzt aber unermüdblich, aufopfernd, ausdauernd, mit Einsatz ihrer ganzen Kraft. Als in Lublin, wo die Kriegslazarettabteilung besonders schlecht untergebracht war, eine große Zahl an Typhus und Ruhr erkrankte, war die erste Frage bei meinem Besuch: „Wann können wir wieder arbeiten?“ Für ein Lazarett ist die Gegenwart der Schwester ein nicht zu beschreibender Vorteil; all die kleinen Dienste und Aufmerksamkeiten, die dem Kranken das Dasein erträglich machen, gehen eben dem Weib ganz anders von der Hand als dem Mann.

Am 1. August rückte unser Quartier weiter vorwärts nach Cholm. Wir ritten den Weg und hatten nun, beim Austritt aus einem Wald, an einem sonnigen Morgen einen überwältigenden Anblick: aus der sanftwelligen Ebene erhebt sich ein flacher Hügel, gekrönt von schloßähnlichen Bauten, Kirchen und Türmen mit vergoldeten Kuppeln, weithin leuchtend im Morgenglanz wie Jerusalem, die hochgebaute Stadt. Das war der Sitz des Bischofs, eines mächtigen Kirchenfürsten und großen Deutschenfeindes; er war geflohen.

Vom Burghügel bot sich ein seltenes Bild: nach Norden verfolgte man das Nachhutgefecht, sah die russischen Truppen halten, rückwärts schießen, weiterziehen, die deutschen nachfolgen, die Artillerie Stellung nehmen, konnte jeden einzelnen Schuß verfolgen; es war ein richtiger Feldherrnhügel, und wir hatten die Übersicht eines Gefechts, wie sie dieser „unsichtbare Krieg“ selten geboten hat.

Cholm war Provinzhauptstadt und Sitz eines Korpskommandos. Da gab es große Gebäude in Menge, ausgezeichnet

ingerichtete Schulen, ein Technikum mit hochwillkommenen Drehbänken und Schlossergerät, ein Priesterseminar und, vor der Stadt, ein ganz neues, gut eingerichtetes Garnisonlazarett mit elektrischem Licht und eigener Wasserleitung. Freilich hatten die Russen aus der Fördermaschine den wichtigsten Teil herausgenommen, und es dauerte Wochen, bis er aus der Heimat wieder ersetzt war; so lange mußte das Wasser aus der Stadt im Fuhrwerk heraufgebracht werden; aber die schönen Räume kamen uns sehr zugut.

Bei der ersten Besichtigung hatte ich ein sonderbares Erlebnis. In einem abgelegenen Schuppen verlor ich plötzlich den Boden unter den Füßen und fiel in eine Art Keller. Ich war ganz allein und hatte Mühe, mich wieder hinaufzuwinden, aber ich hatte eine wertvolle Entdeckung gemacht. Unter meinen Füßen spürte ich eigentümliche Walzen. Ich vermutete gleich, es möchten die merkwürdigen Flaschen sein, in denen die Russen Alkohol aufbewahrten, gleichsam riesige Bordeauxflaschen von 50 Liter Inhalt. So ergab sich's auch, und der Alkohol kam unseren Lazaretten, die daran Mangel litten, sehr zupafß. Noch andere Schätze beherbergte der Boden, die wir aber zu spät entdeckten. Nebenan hatte sich später eine Feldfliegerabteilung angesiedelt; deren Küche, dem Lazarettraum angelehnt, geriet in Brand, mit ihr einige Schuppen. Plötzlich fing es im Boden an zu explodieren, einmal über das andere: da hatten die Russen Kognakflaschen vergraben, die nun in der Hitze platzten. Von diesen gelang es keine zu retten.

Noch eines Alkoholikerlebnisses aus Cholm muß ich gedenken. Vor der Stadt lag eine zerschossene und ausgebrannte, ehemals sehr beträchtliche Brennerei. Um diese sah man Juden beschäftigt: sie gruben Vertiefungen, sammelten das zusammenlaufende Wasser und schleppten es in Eimern nach Hause. Es ergab sich, daß bei Kriegsbeginn der Zar Genuß und Herstellung von Schnaps verboten hatte, die vorhandenen Vorräte mußten ausgeschüttet werden. Nun liegt Cholm auf Kreideboden, und der Kreidelehm ist für Flüssigkeit ganz undurchdringlich. So hatte sich der Sprit, mit Grundwasser vermischt, ein Jahr lang gehalten; das hatten die

schlaunen Geschäftsleute ausfindig gemacht und gelernt, daraus den Alkohol abzudestillieren. Das war „Grundalkohol“.

Die Kreide machte uns auch sonst zu schaffen: nach jedem Regen wurden die Straßen schlüpfrig wie Seife. Stellte man sich in die Mitte und wippte mit den Beinen, so glitt man unmerklich gegen den Straßengraben; ebenso erging es den Kraftwagen, und nur meinem ungewöhnlich hochrädigen und kräftigen Opel verdanke ich das Durchkommen.

In den weiträumigen Gebäuden Cholms ließen sich nun die Lazarette so einrichten, wie wir es seit langem gewünscht hatten; und dennoch genügten sie kaum. Zwar kamen nur ganz vereinzelt Fälle von Cholera mehr vor, aber Typhus und Ruhr griffen, wie die Jahreszeit es befürchten ließ, immer weiter um sich, und es war für die Lazarette kein kleines, wenn abends, nach Tagesarbeit, noch Transporte von 100 bis 150 Kranken anlangten, die nun, so gut es ging, in Gängen und Nebengebäuden auf Stroh untergebracht werden mußten. Erleichterung brachte erst der Anschluß an die Bahn.

Am 5. August war Warschau gefallen, mit staunenswerter Geschwindigkeit wurde die Bahnlinie auf deutsche Spur umgenagelt. An die 30 Brücken wurden hergestellt. In Warschau entstand anstelle der gesprengten Brücke eine neue, und so erhielten wir im Laufe des August Anschluß an die Zivilisation. Man muß die Entbehrungen an allem Nötigsten erlebt haben, denen Truppen, Lazarette und jeder einzelne ausgesetzt waren, muß die häufigen Wagen, die abgetriebenen Zugtiere gesehen haben, die mühsam die Verbindung mit der elenden galizischen Bahn aufrecht erhielten, um begreifen zu können, wie lieblich der erste Lokomotivenpfeiff in Cholm ertönte und mit welcher Begeisterung wir ihn begrüßten.

Das Priesterseminar in Cholm besaß eine sehr große und wertvolle Bibliothek meist theologischen Inhalts; sie wurde sorgsam zusammengeräumt und geschont. Aber ein anderer Schatz verfiel der Beschlagnahme: eine frisch vermauerte Kellerwand barg viele Zentner von Kupfer: Duzende von Badewannen, Samo-



waren, Teegeräten, Leuchtern; die Samoware wurden requiriert, der Rest der Heeresverwaltung als willkommene Bereicherung der knappen Kupfervorräte überliefert.

Am 25. August wurde Brest-Litowsk besetzt. Obgleich Festung, wurde die Stadt nicht verteidigt, sondern geräumt. Leider einige Tage zu früh. Obschon unsere Truppen unaufhaltsam vorrückten und eine Abteilung auf das rechte Ufer des Bug geworfen war, hatten die Russen mit erstaunlicher Leistungsfähigkeit ihres Transportwesens die ganze mächtige Armee ostwärts in Sicherheit gebracht. Die deutschen Truppen folgten ihnen bis zur Linie Pinsk-Baranowitschi; da kamen sie zum Stehen.

Brest-Litowsk, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt und eine ansehnliche Stadt, war völlig menschenleer und schrecklich verwüstet. Was an Zerstörung in der Eile geschehen konnte, hatten die Russen vollbracht, die Einwohner vertrieben, die Stadt angezündet. Nachdem sie bereits von ihnen verlassen war, explodierte ein riesiges Munitionslager, sprengte die noch gebliebenen Scheiben und hinterließ einen riesigen Trichter. Interessant ist nun, daß trotz des Zerstörungswillens eine Stadt nie völlig vernichtet wird. Zwar die Hauptstraße sah übel aus, alle Häuser in Trümmern, vom Giebel der Börse hing traurig und schief der Merkur des Gian di Bologna. Aber von den Häusern der Stadt waren noch ein Drittel gut, ein Drittel teilweise bewohnbar. Vor allem waren die großen Gebäude durchweg erhalten, die „blaue“ und die „grüne“ Kirche, mit ihren bunten Zwiebeltürmen, die Regierungsgebäude, Schulen, Kasernen und, wenn auch völlig ausgeraubt, die außerhalb der Stadt auf einer Insel des Muchawiez gelegene Festung.

Als bald kamen geflüchtete Bewohner zurück, und ich bekam keinen geringen Schreck, als ich einige Juden, mit Matratzen und Decken beladen aus einem Hause kommen sah, das als Choleralazarett von den Russen bezeichnet war. Es ist aber nichts passiert. Die Bewohner wurden entfernt und anderwärts untergebracht. Anfangs ging's bunt zu, selbst die Kirchen mußten mit Verwundeten und Kranken belegt werden. Aber in wenigen Wochen war Ordnung geschaffen. Als Lazarett erhielten wir die weiträumige,

wenn auch etwas unfreundliche Kaserne; es fehlte an allerlei, doch nie an Raum. Vor der Stadt fand sich ein wahres Juwel von Krankenhaus, neu gebaut und mit den modernsten Einrichtungen, das Spital der Eisenbahner. Wir machten daraus ein Seuchenlazarett. Die Festung mit ihren reizlosen eben-erdigen Ziegelbauten wurde notdürftig hergerichtet; in ihr wohnte der Gouverneur, General v. Waldersee; später beherbergte sie das Hauptquartier Ober-Ost; hier wurden auch die Friedensverhandlungen mit Rußland geführt. Während die Truppen im Osten ihre Standquartiere einnahmen, wurde die Etappeninspektion etwa eine Eisenbahnstunde westwärts von Brest nach Biala versetzt, auf kurze Zeit, wie wir erwarteten, tatsächlich aber bis Kriegsende.

Biala war ein freundliches Landstädtchen mit reinlichen Häusern, einem Kloster, mehreren großen Kirchen und Schulen. Vor der Stadt lag ein stattliches Schloß, ursprünglich Radziwillscher Besitz, später mit der Wittgensteinschen Erbschaft an den Fürsten Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst gefallen, der dort einmal Jagd abgehalten hat. Die Bevölkerung war fast ausschließlich jüdisch. Nach Norden lagen Bauern- und Großgüter mit recht magerem Boden, Heide und Moore, nach Süden, jenseits der Schtyscha, ausgedehnte Forsten, Teiche und Sümpfe.

Die Geschäftsräume der Etappeninspektion befanden sich in einem Mädchenlyzeum, das mit Lehrmitteln beneidenswert ausgestattet war: eine nette physikalische Sammlung, ausgestopfte Tiere, zahlreiche Wandtafeln geologischer und ethnographischer Inhalts und eine reiche Bibliothek, leider meist russisch. Ein behagliches Kasino wurde eingerichtet, Heime für die Mannschaften; Wohnungen waren reichlich vorhanden. Für alle Depots, namentlich das anspruchsvolle Etappen-sanitätsdepot fanden sich geeignete Räume. Lazarette wurden im Kloster und anderen Gebäuden errichtet. Auch eine ausgiebige Abteilung für kranke Russengefangene wurde angelegt, ebenso für ansteckende Zivilbevölkerung. Zwei benachbarte Güter dienten als Genesungsheime für Offiziere und Mannschaften. Allmählich brachte die Bahn alles Notwendige

für diese Anstalten, so daß nun endlich Unterkunft, Verpflegung und Behandlung wenig mehr zu wünschen übrig ließen.

Im Laufe des Oktober kam der letzte vereinzelte Cholerafall vor; die Zahl der Ruhrkranken nahm ab, nur Typhus machte uns noch einigermaßen zu schaffen. Ende September beobachtete ich den ersten Fleckfieberfall bei einem älteren Hauptmann. Wir fanden nicht heraus, wo er sich angesteckt hatte; wahrscheinlich hatte die Krankheit in ihrer leichten Form bei Kindern überkommert. Im Laufe des Winters griff sie auf die Zivilbevölkerung und, wenn auch selten, auf die Truppen über; auch hier bewährte sich die Entlausung, für die alsbald Sorge getragen wurde.

Zwei Krankheiten fesselten unsere Aufmerksamkeit.

Die eine war die Nierenentzündung. Ich habe bereits erwähnt, wie sich seit März in Ostpreußen und Nordpolen die Fälle häuften; bei der Bugarmee beobachtete ich die ersten Gruppen während des August in Cholm. Es handelte sich um eine Entzündung, die im Gefäßapparat der Niere beginnt, sog. Glomerulonephritis. Diese Krankheit ist uns von Friedenszeiten her wohl bekannt; sie pflegt sich an Infektionen anzuschließen, oft an Angina, oder sie steht in Zusammenhang mit Entzündungsherden im Körper, z. B. in den Zähnen. Nicht selten schließt sie an eine Erkältung an. Das Neue an der Kriegsnephritis war das epidemische Auftreten. Zwar war sie nicht meldepflichtig, und wir hatten deshalb keine Statistik über die gesamte Armee; aber dank der Zuvorkommenheit des Obergeneralarztes König erhielt ich von einem Truppenteil laufend die Zahlen: sie ergaben eine Häufung 1915/16 und nahmen dann stetig und rasch ab; die folgenden Jahre brachten nur noch vereinzelte Fälle. An der Westfront erschien die Nephritis später, die südlichen Kriegsschauplätze hat sie selten erreicht. Das Eigenartige war, daß Ausgangspunkte im Körper, Anginen u. dgl., nie gefunden wurden; meist begann die Krankheit mit Schwellung des Gesichts mit oder ohne Fieber, zuweilen mit Kopf- und Kreuzschmerzen; manchmal ohne subjektive Störungen. Ein Soldat sagte mir: „Ich habe gar nicht gewußt, daß ich krank bin, aber die Kameraden sagten: was hast du für eine dicke Schnauze!“

Über die Ursache dieser „Kriegsnephritis“ ist viel gestritten worden. Sie befiel ganz vorwiegend Fronttruppen, Infanterie und Pioniere, selten Kavallerie und Artillerie, sehr selten Offiziere, nur ausnahmsweise die Etappe, ganz vereinzelt Heimattruppen; die Zivilbevölkerung blieb völlig verschont. Dies alles deutet auf besondere Einflüsse des Feldlebens. Man hat die am Körper getragenen Läusemittel, die Behandlung mit Kresolseife beschuldigt, dann die Erkältung, selbst das durch langes Kochen denaturierte Essen: keine dieser Annahmen erklärt die Entstehung und Verbreitung, keine vor allem das Verschwinden nach 1916. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme einer besonderen Infektion, vielleicht mit Übertragung durch Läuse; der Erreger ist aber unbekannt geblieben. Die Sterblichkeit war gering, die Mehrzahl heilte aus, wenn auch oft erst nach langer Zeit, wenige nur gingen in ein chronisches Stadium über.

Die Geschichte früherer entbehnungsreicher Feldzüge berichtet von Körperanschwellungen, so aus dem russischen Feldzug Napoleons: es läßt sich aber nicht ermitteln, ob da Nierenkrankheit vorlag oder jenes Hungerödem, das unsere Heimatbevölkerung heimsuchte. Im Felde ist es mir einige Male begegnet. Nicht bei Gesunden: die Ernährung war, obschon zu Zeiten knapp, auf die Dauer doch ausreichend. Aber bei fleckfieberkonvaleszenten Russengefangenen fielen mir schon im Frühjahr 1915 allgemeine Schwellungen auf, für die ich damals keine Erklärung wußte und von denen die klassischen Beschreibungen nichts meldeten; später fand ich sie gelegentlich nach langwieriger Ruhr. Heute wissen wir, daß dies dieselbe Wasser sucht war, welche die Kinderärzte als „Mehlnährschaden“ und wir von den Hungerjahren als Folge eiweiß- und fettarmer Nahrung kennen.

Die zweite Krankheit war für uns tatsächlich ein „Morbus novus“. Im Mai 1915 traf ich im Gefangenenlager in Löben einen Russen, der jeden 5. Tag einen Fieberanfall hatte, mit Milzschwellung, aber ohne sonstige Zeichen der Malaria. Ich kam nicht ins Klare, kopierte mir die Kurve und behielt den Fall im Gedächtnis. Herbst 1915 traten ähnliche Fälle erst vereinzelt, dann immer häufiger auf: die Fieberanfälle folgten sich nach 5,

zuweilen nach 4, 6, 7 Tagen, dauerten etwa 24 Stunden, etwas länger als bei Malaria, und gingen mit recht heftigen Schmerzen in den Unterschenkeln einher. Die Anfälle wurden allmählich geringer und verschwanden bald nach dem 3., oft erst nach dem 8. bis 12. Male, einen großen Schwächezustand hinterlassend. Andere Krankheits-symptome, außer Milztumor, fehlten; im Blut waren keine Malariaplasmodien aufzufinden; Chinin, Salvarsan, und was wir sonst an Malaria-Mitteln versuchten, blieb unwirksam. Gelegentlich einer Versammlung der Militärärzte in Warschan am 17. Januar 1916 berichtete Prof. Werner, Korps-hygieniker bei der Nachbararmee, über ähnliche Beobachtungen, die ich durch die unsrigen ergänzen konnte. Am 23. Februar sprach ich in der Medizinischen Gesellschaft in Berlin über die Krankheit und nannte sie, da ich sie zuerst in wolhynischen Lazaretten beobachtet hatte: Wolhynisches Fieber; Werner: Fünstagefieber. Anfragen bei befreundeten Kollegen der Westfront ergaben, daß die Krankheit dort noch unbekannt sei; bald erschien sie aber auch da und ist namentlich von den Engländern genau studiert und „Trenchfever“ benannt worden. Auf dem mazedonischen und türkischen Kriegsschauplatz ist sie nie aufgetreten. Prof. Fleischmann fand, daß Prof. Dehio, der Dorpater Kliniker, im russisch-türkischen Kriege 1877/78 das Fieber bereits gesehen und als „atypische Malaria“ beschrieben hatte; von Malaria vermochte er sie nicht zu trennen, da der Malariaerreger damals noch nicht bekannt war; ein erfahrener Berliner Hausarzt hat dann von einem einzigen Fall berichtet, den er in seiner langen Praxis gesehen. Daß die Krankheit durch Läuse übertragen wird, hat Werner durch Selbstversuch erwiesen, in weit größeren Versuchsreihen später die Engländer; vom vermutlichen Erreger wird noch die Rede sein. Bemerkenswert ist, daß die in Infektionskrankheiten so sehr erfahrenen Warschauer Ärzte das Wolhynische Fieber nicht kannten. In unsere Heimat ist es nie verschleppt worden. Mit Friedensschluß verschwand es und ist auch in Rußland, trotz der ungeheuren Ver-seuchung des Landes, nach der Revolution nicht mehr aufgetreten. 1916 lernten wir eine verschleppte Form kennen, die in lang-

gestreckte Temperaturwellen sich auflöst. Anfangs glaubten wir an einen durch Impfung abgeschwächten Typhus, aber Dr. Jungmann konnte Zusammenhang und alle Übergänge sicher beweisen.

Hier haben wir das Beispiel einer eigentlichen Kriegskrankheit, d. h. einer Krankheit, die bisher nur in Kriegen gehäuft beobachtet wurde. Sie gibt der Seuchenlehre ein neues Rätsel auf.

Im Frühsommer machten uns die Pocken zu schaffen. Sie waren unter der polnischen Zivilbevölkerung ziemlich verbreitet, und man mußte, so weit es ging, sie durchimpfen. Die Armee ist davon nahezu gänzlich freigeblieben; der Impfschutz hat sich in diesem Kriege wie bereits 1870/71 glänzend bewährt. Ganz wenige Fälle kamen bei den Truppen vor, meist bei solchen, die seit ihrer Jugend nicht mehr oder ohne Erfolg geimpft waren. Da kam es zur sog. Variolois, einer abgekürzten Krankheitsform. Sie beginnt wie die echten Pocken mit hohem Fieber und schweren Erscheinungen, aber wenn die Pocken eben beginnen sollten zu vereitern, trockneten sie ein, und es folgte rasche Genesung. Unter den Hunderttausenden von Mannschaften und Pflegepersonal sah ich 6 Fälle von Variolois. Einen einzigen Todesfall erlebte ich, den freilich unter dem entsetzlichen Bilde der schwarzen, d. h. blutigen Pocken mit Lungenblutung und Blutstühlen. Es war ein Landsturmmann, der seit 1907 nicht wiedergeimpft war.

September und Oktober vergingen mit Besichtigung der neu eingerichteten Lazarette, die sich von Cholm und Lublin bis nord- und ostwärts Brest-Litowsk verzettelten.

## K o m m a n d o z u m X I . K o r p s b e z i r k

Am 22. Oktober 1915 erhielt ich den Befehl, als fachärztlicher Beirat den Bezirk des Stellvertretenden XI. Korps zu bereisen. Das war eine neue Einrichtung v. Schjernings, bestimmt, die Fühlung zwischen den Ärzten an der Front und in der Heimat herzustellen. Wie nötig sie war, ergab sich alsbald.